

(Nachdruck verboten.)

43]

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Meyø.

Pelle war unbestreitbar Sieger, der Schustergesell hatte den größten Arbeitsherrn des Faches zu Fall gebracht! Sie fragten nicht, was es gekostet hatte, sondern trugen seinen Namen im Triumph. Sie riefen Hurra, wenn er sich blicken ließ oder wenn sein Name genannt wurde. Früher würde ihm dies zu Kopf gestiegen sein, aber jetzt fand er den Ausgang ganz natürlich — als Wirkung eines höheren Willens!

Schon ein paar Tage nachher berief er eine Versammlung im Fachverein, legte den Entwurf zu einem neuen, zeitgemäßen Tarif vor und forderte gleich auf, jetzt einen Kampf daraufhin zu beginnen. Die Gelegenheit könne nie besser werden, sagte er; jetzt haben sie gesehen, wozu wir taugen! Mit der Tarifffrage schlugen wir Meyer nieder! Wir müssen das Eisen schmieden, solange es warm ist!

Er rechnete darauf, daß die Kameraden gerade jetzt in Kriegslaute waren, trotz all der Entbehrungen, die der Kampf ihnen bereitet hatte — und er irrte nicht. Sein Vorschlag wurde einstimmig angenommen.

Ein Lohnkampf wurde es nicht. Meyer lief jetzt mit den Probefällen für eine Ledersfirma bei den Meistern herum. Der Anblick des einst so mächtigen Mannes wirkte verstimmend. Der Meisterverein bezeichnete ein paar Meister, die mit dem Fachverein über die Lohnerhöhung verhandeln sollten.

21.

Es geschah oft, daß Pelle sich nach dem stillen, innigen Zusammenleben mit Ellen und dem kleinen Lasse zurücksehnte, wehmütig fühlte er, daß sie in einer glücklichen Welt lebten und im Begriff waren, sich so einzurichten, daß sie ihn entbehren konnten. „Wenn Du nun dies erst von der Hand hast, wirst Du wieder so recht gemütlich mit ihnen leben,“ dachte er.

Aber das eine hing unauf löslich mit dem anderen zusammen, aus der Lösung einer Frage entsprang die andere, die Welt des armen Mannes entpuppte sich als verwickelte Geschichte. Der Ruf von seiner glücklichen Hand als Organisator verbreitete sich weiter, überall arbeitete er auf den Gedanken des Sichzusammenschließens hin, und viele gingen an, die Augen voller Erwartungen auf ihn zu richten.

Häufig kamen Arbeiter zu ihm und baten ihn, ihnen behilflich zu sein, eine Organisation zu bilden, niemand habe einen so guten Griff dafür wie er. Da berieten sie denn eine Versammlung ein, und Pelle legte den anderen die Sache vor. Es war etwas von dem großen Schwung in seine Reden gekommen, aber sie verstanden ihn gut. „Er redet so, daß einem die Ohren jucken,“ sagten sie zueinander. Es wurden Vertrauensmänner gewählt, und Pelle weihte sie in die praktische Seite der Sache ein.

„Aber Ihr müßt Geld opfern, so daß Ihr eine Kasse bekommt,“ sagte er beständig, „ohne Geld vermögen wir nichts. Bedenkt, daß es das Kapital ist, gegen das wir kämpfen.“

„Sollen Büchsen im Kampf angewendet werden?“ fragte ein einfältiger Arbeiter einmal.

„Ja, Sparbüchsen,“ antwortete Pelle schnell.

Da lachten sie und lehrten die jämmerlichen Taschen um. Sie sahen ein wenig auf das Geld, ehe sie es weggaben. „Ach was, es verschlägt ja doch nichts,“ sagten sie dann.

„Der Tag wird schon kommen, da es verschlägt, wenn wir nur zusammenhalten,“ sagte Pelle zuversichtlich.

Es war das Schmalz, das von ihrem Brot geschabt wurde, das wühlte er gut, aber es half nichts! Er war in dieser Zeit nicht besser gestellt als einer von ihnen.

Seine Tätigkeit führte ihn nach auswärts, in größere und größere Kreise, bis er sich eines Tages mitten in den Massen befand. Ihre Anzahl erstaunte ihn nicht, er hatte das eigentlich immer gewußt! Er wuchs mit der Masse und legte einen immer größeren Maßstab an die Bewegung und sich selbst.

In dieser Zeit ging eine merkwürdige äußere Veränderung mit ihm vor. Ueber seiner Stirn lagen noch immer die tiefen Falten, die bei jungen Menschen auf eine ernste Kindheit zu deuten pflegen, sie waren das einzige bittere Zeugnis davon, was er auf sich genommen hatte und erinnerten an eine geladene Wolke. Sonst war er frisch genug, das schlechte Leben brachte ihn nicht herunter; er lebte in dem Gefühl der Gemeinschaft und war fast immer froh. Er bekam runde Wangen wie ein Hornbläser und geblähte Nasenlöcher, die das Feurige unterstrichen; er verbrauchte viel Luft, und trug die Kleider immer über der Brust offen. Sein Gang war aufrecht und elastisch, die ganze Erscheinung war herausfordernd.

Wenn er in Versammlungen redete, war Kraft in seinen Worten, er wurde dunkelrot und schwitzte. Etwas von der Röte blieb auf Antlitz und Hals zurück, und es war beständig ein hibiger Klang in seinem Körper. Wenn er daher gegangen kam, wirkte er wie der Vorbläser einer Kolonne.

Die Vielen, das war sein Element. Da war viel, was unter einem Hut gebracht werden sollte. Noch fehlte den meisten das klare Verständnis, altes Mißtrauen tauchte plötzlich auf, es liefen viele Zweifel zwischen den Massen herum. Einige glaubten blindlings, andere sagten: ganz egal, ob uns der eine oder der andere rupft! Es geschah nichts handgreiflich Starkes, das einem jeden in die Augen fallen konnte; sie mußten sich auf die Person verlassen, wie der Blinde auf den Führer und verlangten seine Stimme immer zu hören. Pelle wurde der Lieblingsredner. Er fühlte, wie ihr blindes Vertrauen ihn hob und sah weit hinweg für sie über den Wirrwarr. Er hatte immer etwas mit dem Glück zu schaffen gehabt. Jetzt sah er es deutlich weit draußen auf der Marschroute und entflamte sie mit seiner unwiderstehlichen Begeisterung.

Eines Abends war er dazu berufen, ein flares Fach aufzurütteln. Es waren die Abfuhrarbeiter. Um ihr Selbstgefühl anzustacheln, zeigte er ihnen, „welch eine ungeheure Macht sie in ihrer verachteten Tätigkeit besaßen. Er machte das Gedankenexperiment, daß sie die Arbeit niederlegten, und malte mit viel Humor die Folgen aus, die dies für die seine Welt haben würde. Es übte eine überwältigende Wirkung auf die Versammlung aus. Man glökte einander an, als entdede man erst jetzt sich selbst und sah in einem Lachen da. Um seine Wirkung zu verfolgen, zeigte er, wie abhängig eine Wirksamkeit von der anderen sei und ließ ein Fach das andere stützen, bis der Generalfreier seine lähmende Hand auf die Stadt gelegt hatte. Das war eine Phantasie! Pelle kannte nichts von den Theorien der Bewegung, aber der Hochdruck in ihm lichte den Schleier von den äußersten Konsequenzen. Aufgerüttelt und erschreckt über die schreckliche Macht, die sie in Händen hatten, gingen die Arbeiter nach Hause.

Es war etwas hierin, was ihn nicht befriedigte, es war seine Natur, hervorzubringen — nicht zu zerstören! Wenn die Armen nur wollten, könnten sie das Ganze wiedernehmen, halte Worten einmal gesagt, und die Worte hatten nicht aufgehört, in ihm zu spuken. Aber er konnte keine gewalttätigen Umwälzungen leiden, und nun hatte er ja einen guten Ausweg gefunden! Er fühlte sich überzeugt, daß das Zusammenhalten unwiderstehlich war und das Dasein auf friedliche Weise umzuwandeln würde.

Seine eigenen Fachgenossen hatte er ja zusammengebracht, so daß sie nun durch dick und dünn miteinander gingen. Er hatte ein wenig damit erreicht, sollte es aber ein wirkliches Ergebnis zeitigen, so mußten die Fachgenossen hier mit all den anderen Städten des Landes zusammenarbeiten, und das war schon so im kleinen eingeleitet, sowohl in seinem als auch in anderen Verufen. Aber alle diese Verbände von lokalen Fachvereinen mußten wieder in einem mächtigen Ganzen aufgehen, so daß das ganze Land gleichsam ein Gedanke wurde. In anderen Ländern trug sich ja dasselbe zu wie hier, und warum denn nicht als Schlupstein alle Länder zu einem großen Zusammenwirken sammeln?

Ehe Pelle es sich versah, hatte er die ganze Erde mit seiner Solidarität umspannt. Er wußte nun, daß das Elend international ist. Daß der arme Mann auf der ganzen Welt dasselbe fühlte, davon war er überzeugt.

Die Größe des Gedankens stieg ihm nicht zu Kopf. Er

War natürlich aus den Linien seiner eigenen Organisation herausgewachsen, so war eins wie das andere. Aber er fuhr fort, sich mit zu beschäftigen, bis es feste Formen annahm. Und das ging er mit dem Plan zu seinem Schwiegervater, der Mitglied des Parteivorstandes war, und wurde durch ihn aufgefordert, zu kommen und ihn der Hauptdirektion vorzulegen.

Belle hatte jetzt Übung im Reden, und doch hatte er Fieber, als er dem starken Herzen der Bewegung gegenüberstand. Seine Worte konnten die Vielen hinreißen; würde es ihm aber gelingen, diese geprüften Männer zu gewinnen, die lauschend hinter dem Ganzen standen, während sie ruhig ihren Geschäften nachgingen? Er fühlte, daß es der bedeutungsvollste Tag in seinem Leben war.

Es waren Männer mit ruhigerem Temperament als das seine. Sie saßen unbeweglich da und lauschten mit halbgeschlossenen Augen; seine starken Worte erweckten den Anflug eines Lächelns bei ihnen, über die waren sie ja längst hinweg! Es waren Handwerker und Arbeitsleute, die den ganzen Tag hart für das Auskommen kämpften, so wie er selbst; aber mehrere von ihnen hatten ein bedeutendes Selbststudium hinter sich, sie mußten gelehrte Leute genannt werden. Des Abends und am Sonntag arbeiteten sie für die Bewegung, schmiedeten politische Pläne und vertieften sich in das Rechnungsweisen und in die ständig wachsende Administration. Sie waren schwerfällig geworden von all diesem Ungewohnten, das bisher den anderen Gesellschaftsklassen vorbehalten war, und mußten es sich ganz von Grund auf aneignen. Die Köpfe waren ergraut und runzlig.

Belle fühlte, daß er erst im Anfang stand. Diese Männer wirkten auf ihn wie ein mächtiger geheimer Rat; da draußen sahen sie aus wie jeder andere, hier aber an dem grünen Tisch saßen sie und schufen ungeheure Organisationen, in die er nur die Massen hineintrieb; die große Politik kam hier zustande. Es lag etwas Gottvergessenes darüber, so als wenn man Ameisen Pläne machen sieht, um einen Berg zu versehen; hier muß er hinein, wenn er etwas Wirkliches ausrichten wollte! Aber hier verlangte man etwas anderes als starke Worte! Er dämpfte unwillkürlich seinen Ton und bemühte sich, rein sachlich zu reden.

Es erscholl kein Beifall, als er schwieg; die Männer saßen da und sahen schlicht grübelnd vor sich hin. Das Schweigen wirkte auf ihn wie der ungeheure leere Raum und machte ihn schwindlig. Alles in ihm lag nach außen gewendet und sog Stärke aus dem Widerhall von da draußen her von den vielen, die ihn geschaffen hatten. Aber hier im entscheidenden Augenblick schwieg das Ganze und ließ ihn schweben ohne Stützpunkt irgendwelcher Art. War der ganze mächtige Plan des Zusammenwirkens nur eine Torheit oder war er ein Lövel, jetzt da, wo es sich darum handelte, ihn vorzulegen? Niemand antwortete. Die Führer fragten ihn ruhig nach den Einzelheiten seines Planes und nahmen ihn zur Kenntnis.

Belle ging und befand sich in entsetzlicher Spannung. Er fühlte, daß er an etwas von dem gerüttelt hatte, das die große Entscheidung in sich trägt, und bedurfte einer Bestätigung, daß er die Sache richtig angefaßt habe. In dieser Not wandte er sich an sich selbst. Es war nicht seine Art, nach innen hineinzufragen, aber hier wollte kein anderer antworten. Er mußte die Anerkennung bei sich selbst suchen.

Es war das erstemal, daß Belle allen Ernstes zu seinem eigenen Ich Zuflucht nahm und erfuhr, daß man im entscheidenden Augenblick dort hinkleben konnte. Aber ihm gefiel die Einsamkeit nicht, und er tat es nur notgedrungen. Das Herz hüpfte unbändig in ihm, als er die Mitteilung erhielt, daß dieser sein Plan anerkannt war. Es wurde ein Ausschuß gewählt, um ihn auszuführen, und Belle ward Mitglied dieses Ausschusses.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Chadschi-Murat.

24] Von Leo Tolstoi.

Doch noch war er weit davon entfernt, die Geliebte in seine Arme schließen zu können. Er konnte es sich wohl denken, daß sie dort hinter dem Zaune, der quer durch den igreren Hof lief und die Wohnungen der Frauen von den Räumen für die Männer trennte, schon erwartungsvoll harrete, ja er war davon überzeugt, daß sie jetzt, im Augenblick, da er aus dem Sattel stieg, mit den andern Frauen durch eine Spalte im Zaune nach ihm Ausschau hielt. Aber er konnte doch nicht so ohne weiteres zu ihr hinein-

gehen und sich auf dem schwellenden Pfühl an ihrer Seite zur Ruhe legen. Er mußte zunächst, so wenig Lust er dazu auch verspürte, sein Nachmittagsgebet verrichten, das er schon als religiöser Führer und Berater seines Volkes nicht unterlassen durfte, und das als geistige Speise ihm so notwendig geworden war wie das tägliche Brot. So erledigte er denn die Waschungen wie das Gebet und ging dann an dem Empfang aller jener, die ihn zu sprechen wünschten.

Zunächst erschien vor ihm sein Lehrer und Schwiegervater Dschamal-Eddin, ein hochgewachsener, stattlicher Greis mit schneeweißem Bart und frischem, rotem Gesichte. Er berichtete sein Gebet, fragte Schamyl, wie sein Kriegszug verlaufen wäre, und berichtete ihm, was während seiner Abwesenheit in den Bergen sich ereignet hatte.

Allerhand Nachrichten bekam da Schamyl zu hören: von Morden, die auf Grund der Blutrache begangen worden waren, von Viehdiebstählen, vom Vergehen gegen die Vorschriften des „Larikat“^{*)}, die den Genuß des Tabaks und des Weines verboten, und zuletzt teilte Dschamal-Eddin dem Imam auch mit, daß Chadschi-Murat heimlich Leute gesandt habe, die seine Familie zu den Russen bringen sollten. Sein Anschlag sei jedoch entdeckt worden, und man habe Chadschi-Murats Familie hier am Orte untergebracht, wo sie unter strenger Bewachung seines Urteils harrete. Im anstößenden Gastzimmer seien die Aeltesten aus den Nachbargauen versammelt, um über diese Dinge zu beraten. Dschamal-Eddin riet dem Imam, sie noch heute zu entlassen, da sie bereits drei Tage auf ihn gewartet hätten.

Schamyls älteste Gattin, die spitznäsige, schwarze, häßliche Saider, für die der Imam nur wenig übrig hatte, trat ein und trug ihm das Mittagmahl auf. Nachdem er dieses verzehrt, begab er sich nach dem Beratungszimmer.

Sechs Greise mit weißem, grauem oder rotem Vollbart erhoben sich bei Schamyls Eintritt von ihren Sichen. Es war der hohe Rat, der Schamyl zur Seite stand. Sie trugen alle neue Kleider und den Riemen mit dem Dolche über Besämet und Tscherkeska. Auf dem Kopfe saß die Lammfellmütze, mit dem Turban^{**)} oder ohne diesen. Schamyl überragte sie alle um Haupteslänge. Seinem Beispiele folgend, hoben sie alle die Arme mit den gegeneinandergekehrten Handflächen empor, schlossen die Augen und beteten, worauf sie mit den Händen sich über das Gesicht führten und am unteren Bartende beide Hände vereinigten. Hierauf setzten sich alle rings um Schamyl herum, der auf erhöhtem Pfühl mitten unter ihnen saß, und machten sich an die Beratung der zu entscheidenden Angelegenheiten.

Ueber die Verbrecher, die zur Aburteilung gelangten, wurde nach dem Vorschriften des „Schariat“ (Lehre des Koran) entschieden: zwei Diebe wurden zum Abschlagen der Hände, ein Mörder zum Tode verurteilt; drei Angeklagte wurden freigesprochen. Hierauf gelangte der Hauptpunkt der Tagesordnung zur Verhandlung — wie am besten der Uebergang der Tschetschenzen zu den Russen verhindert werden könne. Dschamal-Eddin hatte, um diesem Uebel zu steuern, eine Kundgebung entworfen, die also lautete:

„Ich wünsche Euch, daß Ihr in ewigem Frieden leben möget mit Gott dem Allmächtigen. Ich höre, daß die Russen euch umschmeicheln und zur Unterwerfung auffordern. Glaubt ihnen nicht, sondern duldet. Wenn Euch dafür in diesem Leben kein Lohn zuteil wird, dann werdet Ihr im Jenseits belohnt werden. Bedenket, wie sie es früher machten, als sie Euch die Waffen abnahmen. Wenn Euch damals, im Jahre 1840, Gott nicht erleuchtet hätte, würdet Ihr jetzt alle in russischem Soldatenmittlein steden, und Eure Frauen würdet keine Kumpfhosen mehr tragen und würdet entehrt sein. Beurteilt die Zukunft nach der Vergangenheit. Es ist besser, in Feindschaft mit den Russen zu sterben, als mit dem Ungläubigen zusammen zu leben. Harret aus, und ich werde mit dem Koran und dem Säbel zu Euch kommen und Euch gegen die Russen führen. Für jetzt befehle ich Euch, jede Absicht, ja jeden leisesten Gedanken einer Unterwerfung unter die Russen aus Eurer Seele zu verbannen.“

Schamyl billigte diese Bekannmachung, unterschrieb sie und beschloß, sie überall im Volke zu verbreiten.

Hierauf kam die Angelegenheit Chadschi-Murats zur Verhandlung, die für Schamyl ganz besonders wichtig war. Er wußte sehr wohl — wenn er es auch nicht offen zugab — daß die Schlappe, die er jetzt in der Tschetschna erlitten, ihn nicht betroffen hätte, wenn Chadschi-Murat mit seiner Gewandtheit, Kühnheit und Tapferkeit ihm zur Seite gestanden hätte. Es wäre nur vorteilhaft für ihn gewesen, wenn er sich mit Chadschi-Murat verbündet und ihn wieder seiner Sache dienstbar gemacht hätte. Für den Fall aber, daß dies ausgeschrieben war, durfte er nicht zulassen, daß jener sich auf die Seite der Russen stellte, und daher war es unbedingt notwendig, ihn auf die eine oder andere Weise aus dem Wege zu schaffen. Dies konnte entweder so geschehen, daß ein sicherer Ramm nach Tiflis entsandt wurde, der ihn dort tötete, oder daß man ihn herüberlockte und ihm hier den Garaus machte. Das sicherste Mittel, ihn zur Rückkehr zu bewegen, war, ihm die Befreiung seiner Familie in Aussicht zu stellen, insbesondere den Austausch seines Sohnes, den Chadschi-Murat, wie Schamyl wohl bekannt war, über

^{*)} Religiöse Lehre der Muriden.

^{**)} Den Turban trägt, wer eine Pilgerfahrt nach Mekka oder einer anderen heiligen Stätte gemacht hat.

alles liebte. Dieses Sohnes also mußte man sich bedienen, um den Vater in die Gewalt zu bekommen.

Als die Ratgeber über diese Fragen verhandelten, schloß Schamyl die Augen und schwieg.

Die Ratgeber wußten, was dies zu bedeuten hatte: daß er jetzt auf die Stimme des Propheten lauschte, die ihm eingab, was er zu tun habe.

Nachdem wohl fünf Minuten lang feierliches Schweigen geherrscht hatte, öffnete Schamyl die Augen, kniff sie noch enger als sonst zusammen und sprach:

„Führet mir den Sohn Chadschi-Murats vor.“

„Er ist hier.“ sagte Dschemal-Eddin.

Im der Tat wartete Jussuf, der Sohn Chadschi-Murats, mager, blaß, in Lumpen gekleidet und nach dem dumpfen Kellerloch riechend, aber immer noch schön an Antlitz und Gestalt, mit den blickenden schwarzen Augen, die auch seine Großmutter Patimat besah, am Tore des äußeren Hofes, ob man ihn nicht bald rufen würde.

Jussuf teilte die feindseligen Gefühle nicht, die sein Vater gegen Schamyl hegte. Er kannte nicht die ganze Vergangenheit, oder, wenn er sie auch kannte, so hatte er sie doch nicht selbst durchlebt und begriff daher nicht, weshalb sein Vater von solchem Haß gegen Schamyl erfüllt war. Er hatte nur dem ein- und Wunsich: das leichte, lustige Leben, das er als Sohn des Rahib in Chumsch geführt hatte, wieder aufnehmen zu können, und darum schien es ihm ganz überflüssig, diese Feindschaft gegen Schamyl zu nähren. Im Gegenfatz zum Vater, ja ihm zum Trost, war er von Begeisterung für Schamyl erfüllt und teilte die Verehrung für ihn, welche die Bergbewohner allgemein für den Imam hegten. Mit einem ganz besonderen Gefühl bebender Ehrfurcht trat er jetzt in das Zimmer, in dem die Ratgeber saßen, blieb an der Tür stehen und begegnete, als er aufsaß, dem grimmigen Wlde, den Schamyl aus den halbgeschlossenen Augen auf ihn richtete. Er stand eine Weile da, trat dann auf Schamyl zu und küßte seine große, weiße Hand mit den langen Fingern.

„Du bist der Sohn Chadschi-Murats?“

„Ich bin es, Imam.“

„Du weißt, was Dein Vater getan hat?“

„Ich weiß es, Imam, und ich bedaure es.“

„Kannst Du schreiben?“

„Ich sollte ein Nullaß werden und wurde unterrichtet.“

„Dann schreibe Deinem Vater, daß, wenn er bis zum Weirum zu mir zurückkehrt, ich ihm verzeihe und alles beim alten bleiben soll; wenn er mir dagegen trotzt und bei den Russen bleibt!“ — Schamyls Züge nahmen einen drohendem Ausdruck an — „werde ich Deine Großmutter, Deine Mutter und all die andern auf die Dörfer verteilen, Dir aber den Kopf abschlagen lassen.“

Nicht ein Muskel zuckte in Jussufs Gesicht, er neigte nur den Kopf zum Zeichen, daß er Schamyls Worte verstanden habe.

„Schreib ihm dies, und gib den Brief meinem Voten,“ sagte Schamyl und sah dann Jussuf lange schweigend an.

„Oder schreib ihm, daß ich Dich begnadigt habe und Dich nicht töten, sondern Dir nur die Augen austechen lassen werde, wie ich es mit allen Verrätern mache. Nun geh.“

Jussuf erschien in Schamyls Gegenwart vollkommen ruhig, als er jedoch das Beratunzszimmer verlassen hatte, stürzte er sich auf den Mann, der ihn führte, zog dessen Dolch aus der Scheide und wollte sich damit töten, doch fiel ihm jener in den Arm, und er ward gefesselt und wieder nach dem Kerker zurückgebracht.

Als es dunkel geworden und das Nachtgebet berichtet war, zog Schamyl seinen besten weißen Pelz an, begab sich hinter den Baun nach jenem Teile des Hofes, in dem seine Frauen wohnten, und trat in Aminets Zimmer. Doch Aminet war nicht anwesend, sie weilte bei den älteren Frauen. Da trat Schamyl, der nicht wollte, daß man ihn bemerke, hinter die Zimmertür und erwartete sie da. Aminet aber war böse auf Schamyl, weil er Saider mit einem Stück Seidenstoffes beschenkt hatte, während sie leer ausgegangen war. Sie hatte wohl bemerkt, wie er herübergekommen und in ihr Zimmer eingetreten war, doch ging sie absichtlich nicht zu ihm und ließ ihn warten. Lange stand sie in der Tür vor Saider's Zimmer und blickte still lächelnd nach der weißen Gestalt des Imams, der unruhig bald aus ihrem Zimmer herauskam, bald wieder eintrat. Nachdem Schamyl eine ganze Weile vergeblich gewartet hatte, begab er sich, als bereits die Zeit zum Nachtgebet herangerückt war, nach seinem Gemächern zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

Frühjahrsplantungen.

Der Monat März ist für den Gartenbesitzer der Hauptarbeitsmonat im ganzen Jahre. Er bringt zahlreiche Arbeiten, die zu keiner anderen Zeit im Jahre ausgeführt werden können, ermöglicht aber auch noch die Ausführung von Erdarbeiten und Plantungen, die man besser im Herbst vornimmt, aber häufig jetzt noch nachholen muß.

Die Wichtigsten dieser Arbeiten sind die Plantungen. Es gibt zwar manche Gewächse, die man erst im März und April als im Herbst pflanzt, im großen und ganzen ist aber für Baum-, Strauch- und Staudenplantungen der Herbst die geeignetste Plantzeit. Je früher man dann pflanzen kann, desto besser ist es. Man pflanzt also besser im Oktober als im November, besser im November als im Dezember. Tritt nach der Plantung nicht allzubaald strenger Frost ein, so können die neuen Plantungen zuvor noch seine Saugwurzeln bilden, die ihnen zum Weiterwachsen im Frühling wesentlich zuflatten kommen. Muß man im Frühling pflanzen und die Plantungen von auswärtig bezogene Pflanzen auch nur über größere Entfernung nach der Parzelle 1. 2. 3. so leiden die dann schon empfindlicher gewordenen Wurzeln, sie leiden besonders durch die im Frühling häufig herrschenden trockenen Winde, die die Rinde an Stamm und Zweigen zum Einschrumphen bringen, weil die durch das Umpflanzen frisch gestörten Wurzeln noch keine nennenswerte Wasserzufuhr vermitteln können. Bei empfindlichen Rosen ist die Frühjahrsplantung der Herbstplantung entschieden vorzuziehen, da im Herbst verpflanzte Rosen in so strengem Winter, wie dem verflohenen häufig schwer leiden und ganz eingehen. Die beste Plantzeit für Nadelbäume jeder Art ist der April und Mai, die Zeit, zu der sich die jungen Triebspitzen entwickeln wollen; auch manche Laubbäume, namentlich Eichen, wachsen um diese Zeit besser als nach der Herbstplantung an.

Alle Stauden, d. h. die ausdauernden krautartigen Blütenpflanzen, kann man mit ziemlich gleichem Erfolge im Herbst und im Frühling pflanzen. Bei sehr frühblühenden Arten ist die Herbstplantung vorzuziehen; andere mittelfrüh blühende werden am besten nach Beendigung der Blütezeit verpflanzt und bei dieser Gelegenheit gleich durch Teilung vermehrt. Die Herbstplantungen bieten nur den Vorteil, daß man dann das Erdreich besser und gründlicher als im zeitigen Frühling bearbeiten kann, weil es dann infolge der andauernden und ausgiebigen Regengüsse, wie wir sie jetzt erst wieder erlebt haben, übermäßig mit Feuchtigkeit gesättigt ist und sich schlecht mit dem Spaten bearbeiten läßt. In solchen Fällen ist es immer besser, jetzt mit den Plantungen noch etwas zu warten, bis trockenere Witterung eintritt und die Erde wieder abgetrocknet ist. Nach dem Einsetzen wird dann die Erde mit den Füßen gut angetreten und nunmehr erst der Boden tüchtig angegossen. Dies Angießen ist eine Arbeit, die sich bei der Herbstplantung fast stets erübrigt, nach der Frühjahrsplantung aber von größter Wichtigkeit ist. Man muß jetzt auch verhindern, daß die Erde bei den Neuplantungen zu rasch abtrocknet oder gar völlig austrocknet. Dies erreicht man durch wiederholtes tüchtiges Gießen und durch Bedeckung des Bodens mit kurzem, d. h. halb verrottetem Pferdedung, Waldmoos oder durchfeuchtem Torfmull in der näheren Umgebung der frisch gesetzten Planten.

Bei Baumpplantungen ist es vielfach erforderlich, auch die Stämme der frisch verpflanzten Bäume vor dem Austrocknen der Rinde durch trockene Winde und Sonnenstrahlen zu schützen. Besten derartigen Schutz erzielt man durch Einhüllen des Stammes frisch verpflanzter Bäume in Moos. Diese Mooshülle wird durch einen von unten nach oben spiralig um den Stamm geschlungenen dünnen Draht festgehalten; nach Bedürfnis kann man sie mit einer Gartenspritze gut durchfeuchten. Je stärker die jetzt frisch gepflanzten Bäume sind, um so notwendiger ist dieser Stammschutz, namentlich bei Obstbäumen, die auf Wildlinge veredelt sind.

Von frisch gepflanzten Rosen geht in der Regel ein erheblicher Prozentfah ein, während man bei den Obstbäumen, richtige Behandlung vorausgesetzt, nur mit 5 Proz. Verlust zu rechnen hat. Die Verluste lassen sich erheblich herabdrücken, wenn man die Kronen der niedrig veredelten Rosen nach der Plantung so vollständig wie möglich mit lockerer Erde bedeckt, die man mit einer kleinen Gade aus der näheren Umgebung über die Pflanze heranzieht. In solchem Erdhügel sind die Triebe vor dem Vertrocknen geschützt. Bis gegen Ausgang April läßt man die Rosen unter dieser Decke, dann wartet man einen trüben, regnerischen Tag ab, um an diesem die Erde von der Krone zu entfernen und wieder gleichmäßig in der Umgebung zu verteilen. Man macht dann die Wahrnehmung, daß die Augen allenthalben im Erdreich schon kräftig ausgetrieben haben. Erst jetzt werden die Kronen sachgemäß geschnitten. Mit einer sogenannten Rosenschere entfernt man alles abgestorbene, also schwarz gewordene Holz und alle dünnen Triebe, die doch nicht blühen würden. Die kräftigen Triebe bleiben und werden je nach Wachsigkeit der Sorten auf 2 bis 3 Augen zurückgeschnitten. Das verbleibende oberste Auge muß nach außen oder nach der Seite gerichtet sein, andernfalls würden die Kronenäste ineinanderwachsen und sich gegenseitig behindern. Schwachtriebige Rosen, wie die meisten Teerosen und Polhantharoen, schneidet man kurz, also auf nur 2 bis 3 Augen, starktriebige länger, am längsten die Schlingrosen, deren kräftige vorjährige Jahrestriebe oft gar nicht oder nur wenig gekürzt werden, aber die Seitenzweige der zwei- und mehrjährigen Triebe muß man kürzen. Stammrosen werden nach der Plantung vorsichtig auf die Erde niedergelegt und mit einem Holzstaken am Boden festgehalten, wonach man dann Stamm und Krone mit lockerer Erde bedeckt. So eingeschlagen, bleiben sie gleichfalls bis Ausgang April unter Erdbedeckung, dann nimmt man sie auf, heftet sie an die Stange und schneidet sie und hüllt hierauf die Kronen zum Schutz gegen Sonnenbestrahlung und etwaige Spätfröste noch für die kritische Zeit in Papiertüten. Es ist vorteilhaft, auch die niedrigen Rosen an kritischen Abenden leicht mit Papier oder Badleinen zu bedecken, um Frostschäden vorzubeugen.

Die jetzt auszuführenden Staudenpflanzungen erfordern keine besonderen Vorsichtsmaßregeln. Die späten Stauden ruhen noch ziemlich vollständig. Man kann sie durch Teilung vermehren und in jeder gewöhnlichen Weise pflanzen, dabei erübrigt sich in der Regel sogar das Angiehen. Es ist nur erforderlich bei Frühjahrsblühern, wie Stiepmütterchen, Vergißmichnicht, Gänseblümchen, Schlüsselblumen, Frühlingspflanz, Engian und ähnlichen, die jetzt bereits Knospen, zum Teil schon Blüten zeigen, sich also in Vegetation befinden und deshalb durch gutes Angiehen vor dem Welken bewahrt bleiben müssen.

Mit den zu pflanzenden Gartenziersträuchern wie Klieder, Schneeball, falscher Jasmin, Spiersträucher, Schneebere, Pfaffenhütchen usw. macht man meist nicht viel Umstände. Wenn sie gutes Wurzelwerk haben, entsprechend zurückgeschnitten sind und einige Male tüchtig angegossen werden, wachsen sie in der Regel zufriedenstellend. Anspruchsvoller sind die Magnolien und die winterharten Azaleen, die nur dann sicher weiterwachsen, wenn sie mit guten, festen Wurzelballen gepflanzt wurden; Exemplare ohne solche Wurzelballen weise man zurück, da bei ihnen alle Liebesmühe vergeblich sein würde. Ähnlich verhält es sich mit den immergrünen Gehölzen, wie Alpenrosen, Kirchschorbeer, Stechpalme, Buchsbaum usw. Auch diese müssen gute, feste Wurzelballen haben. Vor der Pflanzung überzeuge man sich, ob diese Wurzelballen den nötigen Feuchtigkeitsgrad besitzen. Treffen die Pflanzen in ausgetrocknetem Zustande ein, so setze man sie mit den Wurzelballen so lange in eine Wanne mit Wasser, bis die Ballen wieder vollständig durchtränkt sind. Dies kann unter Umständen bei Alpenrosen 12 bis 18 Stunden dauern. Auch weiterhin ist es von Wichtigkeit, diese Pflanzen bei trockener Witterung regelmäßig durchdringend zu gießen.

Von großer Wichtigkeit sind auch die festen Wurzelballen bei Nadelbäumen. Fällt der meist schwere Lehmboden bei ihnen auseinander, so reißt er alle feinen, dem unbewaffneten Auge kaum sichtbaren Saug- und Faserwurzeln ab, und das Eingehen der Pflanze ist damit besiegelt. Beim Pflanzen aller dieser mit Erdballen zu verpflanzenden Gewächse ist peinlich darauf zu achten, daß sie nur so tief in die Erde kommen, wie sie in der Baumschule gestanden haben. Kommen die unteren Stammeile mit in den Boden, so hat dies Stammfäulnis oder das Ersticken der Pflanze zur Folge. Will man jeden Verlust vermeiden, so umgebe man jedes frisch gepflanzte Nadelbäumchen mit 3 bis 5 Stangen, die man, wenn möglich, am Ende zusammenbindet. Das so gebildete Gerüst überspanne man mit grober Packleintwand. Diese Leintwandpackung schützt die jungen, sich eben entwickelnden Triebe vor Sonnenbrand und vor dem Weltwerden. Kann man die Hülle bei heißem, trockenem Wetter ein- bis zweimal am Tage mit einer Spritze tüchtig durchsprühen, so erleichtert dies das Anwachsen noch mehr. Falls trotz alledem die alten Nadeln, so läßt man die Hülle den ganzen Sommer über und verläßt nicht ihr regelmäßiges Durchsprühen bei trockenem, heißem Wetter. Weiben aber die alten Nadeln fest, und entwickelt sich der junge Trieb normal, so wird die Hülle an einem regnerischen Tag im Juni oder Juli entfernt. Von Wichtigkeit ist das gründliche Gießen während eintretender Trockenperioden.

Auch im Gemüsegarten sind jetzt vielfache Pflanzungen auszuführen. Für ausdauernde Gemüsepflanzen, namentlich für Spargel und Rhabarber, aber auch für Küchenkräuter, ist hier wieder der Herbst die beste Pflanzzeit. Konnte aber die Pflanzung nicht rechtzeitig ausgeführt werden, so kann man auch jetzt noch eine Spargelanlage anlegen, ebenso Rhabarber pflanzen. Selbstverständlich darf man bei solchen Pflanzungen nicht gleich im ersten Jahre auf Ertrag rechnen. Eine Spargelpflanzung, die nach den Anleitungen des praktischen Taschenbuches für Gartenfreunde sachgemäß ausgeführt und alljährlich reich gedüngt wird, gibt im dritten Jahre nach der Pflanzung den ersten bescheidenen, vom vierten bis fünften Jahre ab dann normalen Ertrag. Rhabarber, der ebenso wie Spargel in mindestens 80, besser 100 Zentimeter tief rigolten Boden gepflanzt werden muß, läßt man im ersten Jahre ganz unbehindert wachsen, im zweiten gibt er aber schon einen nennenswerten Ertrag. Die aus Samen gezogenen Rhabarberpflanzen sind meist minderwertig, denn die wertvollen Gartenjorten kann man nur durch Teilung echt vermehren. Eine vorzügliche Sorte ist der Willoriarhabarber.

Auch jetzt erst gepflanzte mehrjährige Küchenkräuter sind schon im ersten Sommer ziemlich voll ertragsfähig. Meist wird auf der Parzelle den ausdauernden Küchenkräutern ein viel zu großer Raum zur Verfügung gestellt. Die meisten Hausfrauen können mit diesen Kräutern nichts oder nur wenig anfangen. Es genügt die Anpflanzung von einigen Baldriansäuden, deren belaubte, getrocknete und zerschnittene Stengel einen nervenberuhigenden Tee geben, einer Beifußpflanze zum Würzen des Gänsebratens, zwei bis drei Estragonstauden zum Einlegen der Gurken, etwas Fenchel, Kamille, Pfefferminze zum Tee, eine Pimpinelle für die Suppe und etwas Sauerampfer zum Würzen des Spinatgemüses. Andere gern gesehene Würzkräuter sind Thymian, Waldmeister und Majoran.

Von großer Wichtigkeit ist jetzt im Gemüsegarten die Anpflanzung überwinterteter Kohlgewächse. Wer sich aus einer zuverlässigen Gemüsegärtnerei solche Pflänzlinge von Winterkopfsalat, frühestem Blumentohl (allerfrühester Erfurter Zwerg), frühem Wirsing, Weiß- und Rotkohl beschaffen und sie auf gut gedüngte

Beete pflanzen kann, der wird schon im Mai Kopfsalat, im Juni prächtigen Blumentohl und zartes Kraut haben. Man habe aber ein wachsameres Auge auf diese ersten Pflänzlinge, da sie zu so früher Zeit, zu der jungen Grün rar ist, von Sperlingen und sonstigen Finkenvögeln gern lahlgestresen werden. Späterhin, von Anfang oder Mitte April ab, kann man dann Gemüsepflänzlinge verwenden, die der Gärtner aus zeitiger Frühlingsfaat im Mistbeete gewonnen und entsprechend abgehärtet hat.

Es sei noch daran erinnert, daß der Laubkolonisa jetzt die erste Ausfaat von Kopfsalat und Kohlgewächsen aller Art macht, die er später verpflanzen will, daß man nun frühe Erbsen und große Bohnen, aber nur diese, legt, an Ort und Stelle die Hauptausfaat von Karotten, Spinat und Zwiebeln macht. Ferner sät man ins Freie an Ort und Stelle Gartenkresse als würzigen Salat, Pflücksalat, Schnitt- und Wurzpetersilie, Radieschen und Raireitiche. Hd.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Drugulin-Drucke. Als man vor 15 Jahren anfang, aus Prinzip und für den allgemeinen Gebrauch schöne Bücher herzustellen, geschah das nicht ohne eine bestimmte „geschmackserzieherische“ Tendenz. Man machte damals ja so gerne in dilettantischen Volkserziehungsgeschichten. Aber wenn kein Geschmack vorhanden ist, wo soll er auf einmal herkommen? Man glaubte, das berühmte Brunnbuch des Bürger-„Salons“ mit seinen süßen Bildchen und feinen papigen Einbänden verdrängen und durch etwas Besseres ersetzen zu müssen. Aber dieses Buch war auch ein „Kulturandruck“ gewesen: deutsche Großmannskultur nach 1870. Und der Geschmack der Neuerer war auch nicht so sicher, daß sie wirklich etwas Vorbildliches hätten zu Wege bringen können. Sie verstanden sich — es war ja um 1900! — auf allerhand Weltanschauungsschwächen, aber kaum auf Geschmack. Damals kamen die Bücher mit „rezeptionistischem“ oder symbolistischem oder was weiß ich für einem Buchschmuck auf. Einiges Heißvolles wurde von ein paar Künstlern gemacht, aber die Sache war nicht viel besser als das zu Begrängende, und sie wurde — wie gut erkennt man sie daran — bedächtigend rasch klischee. Eigentlich fing erst der Inselverlag an, aus einem sicheren Geschmack heraus, der wirklich Weisheit ist, schöne Bücher zu drucken. Der Buchschmuck verschwindet und Prinzip wird: Materialschönheit, Raumverteilung, Sachlichkeitsstil. In dieser Hinsicht haben unsere Verleger, von guten Künstlern beraten, in den letzten Jahren viel gelernt, und es ist viel Gutes geschehen, wenn auch snobistische Ausschereien und vor allem der Anflug der „Luxusdrucke“ nicht gerade erfreuliche Ausartungen erzeugt haben. Erfreulich sind da Drucke, die der junge Verleger Rowoldt in Leipzig herausbringt, und die beweisen sollen, daß ein gutes Buch auch für verhältnismäßig billiges Geld herzustellen ist. Er will in der Folge, die er unter dem Namen Drugulin-Drucke herausbringt, wertvolle Werke der deutschen und der benachbarten Literaturen vereinigen, und zwar sollen die ausländischen Werke im Urtext erscheinen. So gibt er eine Auswahl aus Verlaine, die allerdings 12 M. kostet. Einen sehr schönen Baudelaire. Den ewig jungen Liebesroman der Manon Lescaut. Die Sonette Shakespeares. Von deutschen Werken sind Tasso und die Jphigenie vertreten, und dann die Sonette an Freunde und die venetianischen Sonette des mit Unrecht als marmorn und frostig gescholtenen Platen. (Es scheint, daß wir nie fähig sein werden, die Glut eines Lebens zu begreifen, die in stolzer gebändigter Form sich birgt.) Schon der Anblick dieser Bücher ist eine Freude: so schön und vollendet wirken sie.

Naturwissenschaftliches.

Versuche zur Vererbung erworbener Eigenschaften. Im Athenaeum wird Bericht erstattet über die jüngsten Versuche des französischen Naturforschers Pictet, die darauf abzielen, die heikumschwimmende Frage von der Vererbungs-fähigkeit erworbener Eigenschaften zu klären. Die Versuche des Gelehrten wurden mit Raupen vorgenommen, die an Ernährung durch Eichenlaub gewöhnt waren. Die Eichenblätter wurden den Raupen entzogen und an ihrer Stelle gab man ihnen die Nadeln eines leiserartigen Baumes. Es zeigte sich zu Beginn der Versuche, daß die Kauterzeuge der Raupen nicht groß genug waren, um die Nadeln gleich den Eichenblättern anzumagen. Die Raupen nagten die Eichenblätter stets am Rande an und versuchten es daher bei den Nadeln an der Seite. Ein Teil der Versuchstiere ging auch zugrunde, aber die überlebenden wußten sich schließlich zu helfen: sie begannen die Nadeln an der schmalen Spitze anzumagen, also an einer Stelle, die der Größe ihrer Kauterzeuge besser entsprach. Die Nachkommen dieser Raupen wurden dann wieder auf Eichenblätter gesetzt und nun konnte man einen merkwürdigen Vorgang beobachten. Während die gewöhnlichen Raupen die Blätter unweigerlich stets an der Seite anzogen, griffen die Nachkommen der an die Nadeln gewöhnten Raupen die Blätter unweigerlich an der unteren Spitze an. Sie handelten also genau so, wie die Elterntiere es bei den Nadeln gekernt hatten. Diese Beobachtung scheint zu beweisen, daß auch erworbene Eigenschaften oder Fähigkeiten dem Erbe der Vererbung unterliegen.